

Kurzberichte aus Praxis und Forschung

Holger Barth

Das IRS-Werkstattgespräch – Netzwerk einer transdisziplinären und kommunikativen Stadtgeschichtsforschung

Anlässlich der Gründung der Bauakademie vor 200 Jahren hat die Technische Universität in Berlin unlängst einen neuen Forschungsschwerpunkt mit dem Titel „Schinkel-Zentrum für Architektur, Stadtforschung und Denkmalpflege“ ins Leben gerufen, an dem mehrere Fachbereiche beteiligt sein werden. Als Begründung wird herangezogen, dass die unterschiedlichen Disziplinen Architektur, Bauingenieurwesen, Stadt- und Landschaftsplanung sich als Einzeldisziplinen zunehmend voneinander entfernt hätten. Ziel der Einrichtung sei es nunmehr, jene technischen und praktischen Fächer wieder mit den kulturwissenschaftlichen Disziplinen zusammenzuführen. Ebenso verspricht man sich über die Teilhabe an aktuellen Debatten, zu einer neuen Bau- und Planungskultur beitragen zu können.¹

Am Institut für Regionalentwicklung und Strukturplanung (IRS) sind diesbezüglich ambivalente Erfahrungen gesammelt worden. Mit den seit 1996 initiierten „Werkstattgesprächen“ wird dem wissenschaftlichen Nachwuchs Gelegenheit gegeben, Forschungsarbeiten zur neueren Bau- und Planungsgeschichte vor einem *transdisziplinären* Auditorium zur Diskussion zu stellen. Diese Bemühungen liegen in der Tatsache begründet, dass Bau- und Planungsgeschichte, im besonderen die zur DDR, generell nicht unter das Label der Geschichtswissenschaften zu subsumieren ist, sondern Gesellschafts-, Umwelt- und Planungswissenschaften paritätisch daran beteiligt sind. Zwischenzeitlich hat das IRS fünf mit durchschnittlich 50 Teilnehmern besuchte Tagungen ausgerichtet und die Beiträge in zwei Publikationen dokumentiert.² Mit dieser Kontinuität ist ein Organisationsmodus entstanden, der perspektivisch über einen unverbindlichen Informationsaustausch hinausweist. Es sind Konturen eines Netzwerkes zu erkennen, das als Voraussetzung einer transdisziplinären und kommunikativen Stadtgeschichtsforschung verstanden werden kann.

Disziplinen und Wissenschaftsmilieus

Will man den Forschungsgegenstand der Stadtgeschichte entgegen einer landläufigen Wissenschaftspraxis *problem-* und *disziplinübergreifend* definieren, so handelt es sich – allgemein gesprochen – um die historische Rekonstruktion der Stadt sowohl in ihrer materiellen als auch immateriellen Verfasstheit. Der disziplinäre Zugang wird dabei weniger über den Forschungsgegenstand an sich oder etwa über die Methoden und Theorien bestimmt. Vielmehr stehen eigene Intentionen und leitende wissenschaftliche Selbstverständnisse bei der Klärung im Wege, was Stadtgeschichtsforschung ist und wie die beteiligten Disziplinen annähernd zu einem Korpus zusammenwachsen könnten. Denn bei allen wissenschaftlich-methodologischen Differenzen, die sich aus der Disziplinzugehörigkeit ergeben, scheint sich der Wissenschaftsbereich mehr denn je in Wissenschaftsmilieus zu segmentieren. Mit dem Milieubegriff wird der Erklärungshorizont dahingehend erweitert, dass nicht allein die berufliche Sozialisation oder die Professionalisierung des Berufslebens zu den starren Fronten eines häufig beklagten „Lagerdenkens“ führen, sondern Lebensstil, Interessen, Habitus und weltanschauliche Muster eine bisweilen unterschätzte Rolle spielen.³ Nolens volens müsste nicht Wissenschaft allein, sondern der Wissenschaftler und die Wissenschaftlerin selbst verstärkt zu Untersuchungen herangezogen werden, weshalb transdisziplinäre Kooperationen oft im Ansatz schon stecken bleiben.

Sieht man von allgegenwärtigen Verteilungs- und Allokationskämpfen ab, kann nur beschränkt von einem prinzipiellen Spannungs- und Konfliktfeld zwischen den Disziplinen die Rede sein. Ihr Verhältnis zueinander ist in aller Regel von einer eher vornehmen Koexistenz geprägt. Eine *synergetische* oder auch antagonistische Dynamik könnte dagegen nur erzielt werden, wenn es zu einer wissenschaftlichen Konfrontation unterschiedlicher „Denkstile“ kommen würde. Auf dieser Basis bedürfte es in einem zweiten Schritt einer konsensfähigen Überzeugung aller Beteiligten über den

(wenn auch nur ideellen) Nutzen und Gewinn, die aus einer solchen über die üblichen Willensbekundungen hinausgehenden Tausch- und Gebrauchsbeziehung für die eigene disziplinäre Forschung zu ziehen wären.

Differenz und Integration

Stellen wir also vorweg die blasphemische Frage, ob überhaupt wissenschaftliche Probleme bestehen, die nicht in den disziplinären Grenzen der Wissenschaft zu lösen sind. Zur Klärung können die Erfahrungen der Werkstattgespräche als Hintergrundfolie herangezogen werden. Auf diesem wissenschaftlichen Plenum kommt es zu einer Konfrontation zweier traditioneller Kulturen. Der Einschätzung nach treffen zwar der naturwissenschaftlich-technische Verstand (*science*) und der geisteswissenschaftliche Verstand (*literature*) zusammen, doch von einer „dritten Kultur“, wie sie Charles P. Snow aus jener „Dualität der Disziplinen“ heraufbeschworen sah⁴, kann nur beschränkt die Rede sein. Dabei wären sich die Teilnehmer in der Sache ebenso wie in der oben gestellten Frage einig. Wie ließe sich der Bau eines Hauses erklären, ohne die politischen, wirtschaftlichen und sozialen Bedingungen seiner Entstehungszeit heranzuziehen? Und andersherum: Die Popularität des Bauhauses in Dessau fußt beispielsweise ohne jeden Zweifel auf der bestechenden Ästhetik seiner „curtain wall“, also auf einer Ingenieurleistung.

Doch erschöpfen sich solche disziplinüberschreitenden Exkurse auf Grund ihres Verweischarakters auf akkumuliertes Wissen, das bereits aufbereitet vorliegt. Solche „Krücken“, wie es Lutz Niethammer nennt⁵, werden allenthalben benutzt, um die disziplineigene Forschung inhaltlich aufzuladen. Man jongliert mit den Argumenten fremder Disziplinen, ohne sie auch nur ansatzweise in Frage stellen zu können. Hier tut sich das eigentliche Problem auf: Es fehlt an Kompetenz, Sachverhalte außerhalb der eigenen Disziplin bewerten und einordnen zu können. Wissenschaftliche Arbeitsteilung ist also in Teilen soweit fortgeschritten, dass der einzelne Wissenschaftler nur noch selten in der Lage ist, die eigene Forschung als Bestandteil einer unteilbaren Rationalität zu begreifen.

In Erweiterung der Begrifflichkeit von Thomas S. Kuhn könnte auch die Regel aufgestellt werden, dass der ohnehin langwierigen Durchsetzung eines neuen „Forschungsparadigmas“⁶ zusätzliche Grenzen gesetzt sind, was die Veränderungen von konkreter Praxis anderer Disziplinen betrifft. Eine neue Erkenntnis (und seien es auch nur Begriffe und Phänomene), die sich beispielsweise in der Sozialwissenschaft paradigmatisch durchsetzt, verändert bestimmte festgefügte Tra-

ditionen und Denkmuster dieser Disziplin. Obschon diese Erkenntnis ebenso grundsätzlich Auswirkungen auf benachbarte Disziplinen, wie die Geschichtswissenschaft, provozieren müsste, setzt sich der disziplinübergreifende Transfer eines neuen Paradigmas gar nicht oder nur äußerst schwerfällig durch.

Ein Beispiel aus der Forschungspraxis soll aufzeigen, welche Folgen ein solches von Ignoranz geprägtes Wissenschaftsbewusstsein haben kann: Die ästhetische Beurteilung des Bauhausgebäudes gehört gleichermaßen zur intellektuellen Arbeit des Architekten und der Kunsthistorikerin. Doch schon auf dieser bilateralen Ebene treten erhebliche Differenzen zu Tage: Bautechnisch versiert, interessiert sich der Architekt für die lamellenartige Fensterkonstruktion, für die schmalen Stahlprofile der Fenster und andere konstruktive Details. Die Kunsthistorikerin hingegen ordnet das Bauhausgebäude als Präzedenzfall in die Bau- und Kunstgeschichte des 20. Jahrhunderts ein. Sie sieht vor allem die Proportionen der Bauvolumina, die Farbgestaltung und eine Vielzahl ästhetischer Besonderheiten. Geht es um die Rekonstruktion des Gebäudes, sind von vornherein Konflikte zwischen diesen beiden Berufsständen vorprogrammiert: Die Kunsthistorikerin pocht auf den Erhalt des Originals. Über die praktische Umsetzung ihrer Forderung macht sie sich indes weniger Gedanken, schließlich obliegt diese Aufgabe nicht ihrer Disziplin. Der Architekt steht aber vor dem Problem, wie er es mit einem begrenzten Finanzbudget technisch bewerkstelligen kann, das Gebäude in seiner Substanz überhaupt sichern zu können. Erst dieser Ernstfall, an der Schnittstelle von Theorie und Praxis, macht es zwingend notwendig, Streit auszutragen und zu einer integrativen Lösung zu gelangen.

Kommunikation und Kooperation

Doch ein solcher Ernstfall existiert weder im universitären Alltag noch bei den IRS-Werkstattgesprächen. Die Abstinenz jeder Form von *Konfrontationskommunikation* führt dazu, dass Planer und Ingenieure über kurz oder lang nur wenig Interesse an solchen Auseinandersetzungen zeigen und dem akademischen Zirkel fern bleiben werden. Kunsthistoriker und andere Geisteswissenschaftler werden folglich weiterhin in ihrem eigenen Saft schmoren. Mit ihren Bewahrungsgeschichten – so Jürgen Mittelstraß – verkommen sie zu einer „moral science“, die nur noch dazu dient, Teil eines Kulturbetriebes zu werden, der keine wissenschaftlichen Probleme löst, sondern von ihnen ablenkt.⁷ In dieser Hinsicht rücken seit den 70er Jahren (und verstärkt nach 1989) die Soziologen und Stadtplaner enger zusammen.⁸ Mit der empirischen Sozialforschung und ihren quantitativen Methoden nähern sich

die Sozialwissenschaften generell naturwissenschaftlich-technischen Vorgängen. Gleichzeitig fanden mit der Verwissenschaftlichung der Planung soziologische Grundlagen ihren Niederschlag im Curriculum der Architekten und Städtebauer. Das mag erklären, weshalb die Sozial- und Planungswissenschaftler auf den Werkstattgesprächen zu der Minderheit gehören, die den Blick nach vorne richtet, wenn sie zurückschaut. Die nicht nur in Geschichten aufzeigt, wie es einmal war, sondern auch vermitteln kann, wie es ist und wie es sein könnte. Eine solche wissenschaftsdynamische Forschungsperspektive, die Anwendungs- und Verwendungszusammenhänge in ihre Überlegungen mit einbezieht, wird in Zukunft maßgebend sein für eine Stadtgeschichtsforschung, die dem komplexen Anspruch einer in ihrer funktionalen Ausdifferenzierung fortschreitenden Wissensgesellschaft gerecht werden will.⁹

Ein Wissenschaftsprofil könnte dabei in einer – nennen wir es – *angewandten* Stadtgeschichtsforschung bestehen, die in Kooperation mit Investoren, Planern und Politikern an planungspraktischen Handlungsprogrammen mitzuwirken bereit ist. Unter der Bedingung, dass sich mit der Etablierung neuer Planungs- und Regionalkulturen „top-down“-orientierte Planungsmentalitäten als obsolet erweisen, kommt es auf eine nach innen gerichtete Kommunikation an, die lokalen Sachverstand zu nutzen und die Entscheidungskompetenzen der Bevölkerung zu erweitern versteht. Für solche Vermittlungsformen reichen sachlich-funktionales Wissen und Kenntnisse aus einer Disziplin allein nicht aus, denn hier ist der kompetente politikberatende Umgang mit den wirtschaftlichen und sozialen Akteuren vor Ort gefragt. Der Stadtgeschichtsforschung könnte dann eine Schlüsselqualifikation zukommen, wenn es ihr gelingt, stadt- und regionalhistorische Themen als Transmitter in jene intermediären und dialogischen Prozesse einzubringen. Vereinfacht gesagt geht es darum, *mit* und *über* Geschichte in ein Gespräch über gegenwärtige und zukünftige Umweltgestaltung zu kommen.

Forschungsmanagement und Netzwerk

In diesem Zusammenhang Begriffe einzuführen wie Management und Netzwerk, mag auf Grund ihrer ökonomischen Provenienz zunächst provozierend wirken, weil Wissenschaft – vor allem wenn sie Grundlagenforschung betreibt – einen gemeinnützigen Aspekt verfolgt und deshalb meint, generell keinem Kosten-Nutzen-Kalkül zu unterliegen. Nichtsdestotrotz kann der Netzwerkbegriff auf eine neue Qualität von Interaktionsbeziehungen aufmerksam machen, die auch für die scientific community anzustreben wäre. Per defini-

tionem handelt es sich bei einem Policy-Netzwerk um ein System von überwiegend informellen, eher horizontalen als hierarchischen Beziehungen zwischen relativ autonomen Akteuren mit unterschiedlichen, aber wechselseitigen Interessen, die ein gemeinsames Handlungsproblem auf einer dezentralen Ebene bearbeiten.¹⁰ Auch das Management ist ein originär betriebswirtschaftlicher Terminus und lehnt sich in Verbindung mit räumlicher Identität eng an das sog. Regionalmarketing an. Zu den wichtigen Zielen zählen zum einen die auf eine Region bezogene Steigerung der Identität von Bevölkerung und Wirtschaft und zum anderen die Vermittlung von Qualitäten einer Region nach außen.¹¹

Soweit zu den Begriffen, doch was wäre nun inhaltlich auf die Stadtgeschichtsforschung zu übertragen und wie sähe – überspitzt formuliert – ein „joint venture“ unter Stadthistorikern aus? Regional- und Projektmanagement, zu dem der Bezug gesucht wird, entspringt konzeptionell der Regionalismusforschung und beruht auf der Gestaltung regionaler Entwicklungsprozesse und daraus abgeleiteten Aktionsprogrammen. Konkret umfasst dieser Planungsbereich die Kooperation regionaler Akteure über konkrete Projekte, die in eine übergeordnete Regionalentwicklung eingebunden sind. Promotoren solcher Strategien sind „Entwicklungsagenturen“, wie sie beispielsweise bei den Internationalen Bauausstellungen „Emscher Park“ und – in der Konstituierung – „Fürst Pückler“ implementiert worden sind.

Nun wäre zu überlegen, das aus den Werkstattgesprächen hervorgegangene Netzwerk von kompetenten Bau- und Planungshistorikern stärker mit einem projektorientierten und auf eine Region insistentes Netzwerk zu assoziieren. Damit könnten „Produkte“ historischer Grundlagenforschung mit Planung und kommunikativem Management vernetzt und den politischen Akteuren für planerische, kulturelle und politische Belange „nachfragegerecht“ angeboten werden.

Geschichte als Ressource

Aber wie wäre Geschichte konkret als *Ressource* in aktuelle Planungsdiskurse zu involvieren und vor allem: wie kann sie nutzbringend, im Sinne einer Optimierung von Planungsprozessen eingesetzt werden? Historische Grundlagenforschung kann als integrativer Baustein für die Anleitung zur städtebaulichen Weiterentwicklung zweckdienlich sein. Mehr noch, Sinn und Zweck einer populärwissenschaftlichen Aufbereitung von Ideengeschichte soll als Impuls verstanden werden, das *Unsichtbare* sichtbar zu machen.¹² Denn mangelndes Geschichtsbewusstsein führt in Planungspro-

zessen – und zwar sowohl im gestalterischen als auch kulturellen Selbstverständnis – nicht selten dazu, dass Leitideen zu baulichen Hüllen verfallen, die nur noch schwer erkennen und erleben lassen, welche gestalterischen, aber auch gesellschaftspolitischen Intentionen sich dahinter verbergen.

Gerade in den neuen Bundesländern kämpfen viele Städte und Regionen mit baukulturellen Nachlässen, deren Stigmatisierungen oftmals geschmäckerischen Ursprungs sind. Historische Stadtforschungen zum Beispiel zu der ehemaligen Stalinallee (heute Karl-Marx-Allee) und zur Stalinstadt (heute Eisenhüttenstadt) sind prononcierte Beispiele dafür, was Bau- und Planungsgeschichte auch indirekt zu leisten vermag. Durch die historische Rekonstruktion der städtebaulichen Ideengeschichte gelang es an diesen Orten par excellence, drohende Stigmatisierungen ins Gegenteil zu verkehren und den Bewohnern und mit ihnen den sozialen und wirtschaftlichen Akteuren das Gefühl zu vermitteln, dass ihr Wohngebiet attraktiv und lebenswert ist. Ohne jede Selbstüberschätzung spielen Architektur und Städtebau als Spezifika eines stets ortsgebundenen Milieus und lokal konstituierender Planungskulturen eine gewichtige Rolle im Prozess der *Selbsterkennung*¹³ oder auch Selbstentfremdung, reflexiv mit dem Eigensinn solcher regionaler Entwicklungspfade umzugehen.

Mit einer in diesem Sinne strukturellen Neuorientierung gelänge der Stadtgeschichtsforschung ein Schritt aus dem wissenschaftlichen Abseits in praxisrelevante Handlungsfelder, in denen mit Sicherheit Beratungsbedarf seitens der Kommunen, Planungsträger und Investoren existiert. Konkrete Anwendungs- bzw. Verwendungszusammenhänge ermöglichen andererseits eine Rückkopplung, Forschungsleistungen, die sich in Handlungen oder Handlungsprogrammen niederschlagen, hinsichtlich Erfolg und Angemessenheit zu reflektieren und unter bestimmten Bedingungen zu anderen Forschungsroutinen überzuwechseln bzw. neue zu schaffen. Durch die engere Anbindung an die Praxis könnte ein verbindlicher Handlungs- und Diskursrahmen abgesteckt werden, der mit dem Anspruch einer transdisziplinären und kommunikativen Stadtgeschichtsforschung Ernst machen würde.

Anmerkungen

(1)

Vgl. z.B. Strodtmann, Anne: Schinkel historisch und Schinkel aktuell. In: Der Tagesspiegel v. 15.10.1999

(2)

Vgl. Barth, Holger (Hrsg.): Projekt sozialistische Stadt. Beiträge zur Bau- und Planungsgeschichte der DDR. – Berlin 1998; ders. (Hrsg.): Planen für das Kollektiv. Handlungs- und Gestaltungsspielräume von Architekten und Stadtplanern in der DDR. = IRS: Graue Reihe, 19, Erkner 1999

(3)

Vgl. Huber, Joseph: Milieudynamik. Mittelschichts-Divergenzen als Kommunikations- und Steuerungsproblem der Wissensgesellschaft. In: ders.; Thurn, Georg (Hrsg.): Wissenschaftsmilieus. Wissenschaftskontroversen und soziokulturelle Konflikte. – Berlin 1993, S. 13–37

(4)

Vgl. Snow, Charles P.: Die zwei Kulturen. Literarische und naturwissenschaftliche Intelligenz. – Stuttgart 1967 (orig.: 1959)

(5)

Niethammer, Lutz: in der Einführung zu: ders. (Hrsg.): Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der Oral History. – Frankfurt a.M. 1985, S. 7–26, hier: S. 10

(6)

Kuhn, Thomas S.: Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. – Frankfurt a.M. 1967

(7)

Vgl. Mittelstraß, Jürgen: Natur und Geist. Von dualistischen, kulturellen und transdisziplinären Formen der Wissenschaft. In: Huber, Joseph: Milieudynamik, a.a.O. [siehe Anm. (3)], S. 69–84

(8)

Vgl. z.B. Nuissl, Henning: Erschließungsaufgaben. Die Verwendung sozialwissenschaftlichen Wissens in der räumlichen Planung. – Berlin 2000

(9)

Vgl. Nowotny, Helga: Es ist so. Es könnte auch anders sein. – Frankfurt a.M. 1999

(10)

Vgl. Hild, Paul: Netzwerke der lokalen Arbeitsmarktpolitik. Steuerungsprobleme in theoretischer und empirischer Sicht. – Berlin 1997

(11)

Vgl. Fürst, Dietrich: Projekt- und Regionalmanagement. In: Akademie für Raumforschung und Landesplanung (Hrsg.): Methoden und Instrumente räumlicher Planung. – Hannover 1998

(12)

Vgl. Sandercock, Leonie: The Invisible Visible. – Berkeley 1998

(13)

Vgl. Beck, Ulrich: Das Zeitalter der Nebenfolgen und die Politisierung der Moderne. In: ders.; Giddens, Anthony; Lasch, Scott: Reflexive Modernisierung. Eine Kontroverse. – Frankfurt a.M. 1996

Dipl.-Ing. Holger Barth
Institut für Regionalentwicklung
und Strukturplanung (IRS)
Abt. Planungsgeschichte
und Regionalkultur
Flakenstraße 28–31
15537 Erkner (bei Berlin)